

*Predigt zum Mitnehmen,
gehalten am 31.7.2022
dem 7. Sonntag nach Trinitatis
in der St. Nikolai-Kirche zu Hannover-Limmer
von Pastor i.R. Ulrich Schweingel*

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen

Liebe Gemeinde!

Für manchen ist unser heutiges Evangelium (Johannes 6, 1-15) eine Zumutung – und nicht nur ärgerlich für Bäckerleute, die um ihren Umsatz fürchten. Denn, was geschieht: 5 Brote sind da, dazu zwei lächerliche Fische. Und von diesen Broten werden tausende Menschen satt: 5000 Männer und die dazu gehörenden Frauen und Kinder. Fünf Brote also sättigen 15.000 und mehr Menschen. Und obendrein: Am Ende werden die Reste eingesammelt: 12 Körbe voll. Merken wir: 12 Körbe, das ist mehr, als vor der Speisung da waren. Total unlogisch, widersinnig.

Ja, dieses Evangelium ist schon eine Zumutung, macht uns verlegen, nicht nur vor anderen, die kritisch fragen könnten, sondern wir selbst als Leute, die immerhin ja zur Kirche gehen, haben unsere Schwierigkeiten mit dieser peinlichen Geschichte.

Aber ich denke, wir sollten die Bibel an dieser Stelle nicht zuklappen, sondern versuchen, uns der Geschichte zu stellen, ihr nicht ausweichen.

Beginnen wir mit dem **Anfang**: Es ist ja fast wie heutzutage im Urlaub: Jesus sitzt in einem Boot und fährt über einen See, den See Tiberias, uns besser bekannt als See Genezareth. Ich denke, wir alle kennen das Gefühl, auf dem Wasser dahinzugleiten, selbst zu rudern, oder gerudert zu werden. Das entspannt, das beruhigt, da spürt man seine eigene Kraft, wenn man sich in die Ruder legt und so das Boot vorantreibt, sich dabei unterhält, fröhlich scherzend oder ernsthaft.

Am Ufer angekommen steigen Jesus und seine Jünger aus. Auf einem Berg wollen sie das, was unten ist, hinter sich lassen. Mühsam ist es, einen Berg zu ersteigen, die Sonne brennt, der Schweiß fließt, das Herz arbeitet. Aber die Mühe lohnt sich. Was für ein Ausblick von oben, welche Weite, wie anders sieht die Welt von hier oben aus: Der große See - mit einem Blick einzufangen, die Dörfer und Häuser - klein und winzig. Und die Menschen als Einzelne - kaum zu erkennen. Tausende strömen am Ufer des Sees entlang. Von oben sieht es aus wie eine Ameisenstraße, so ziehen sie dahin. Je näher man sich aber herandenkt an diese Tausende, je dichter man mit ihnen fühlt, desto deutlicher ist zu spüren, wie groß sie in Wirklichkeit sind. Da geht einer neben dem anderen, hat vor sich und auch hinter sich Menschen, die mit ihm gehen. Es tut gut, nicht allein zu sein, mit seiner Last, seinen Fragen, seinen ungelösten Konflikten, seinem ungestillten Hunger nach Leben, der sich aufbaut vor einem wie ein Berg.

Ganz verschieden ist sie bei jedem, die Not, die die Menschen hochtreibt, die Not, die wir überwinden müssen, soll das Leben weitergehen. Wenn sie erst einmal über den Berg sind... Doch vorher heißt es, Kräfte zu sammeln und wenn möglich Weggefährten, die stützen und mitziehen, die zuhören und verstehen, die die Wegzeichen erkennen, die Zeichen geben für die Richtung und die Ziele und die Wege, auf denen es vorangeht.

„Es zog ihm viel Volks nach, weil sie die Zeichen sahen, die er an den Kranken tat“, berichtet der Evangelist Johannes. Jesus und die Jünger sehen das Volk von oben. Sie selbst haben diesen Weg hinter sich. Wer oben angekommen ist, der hat fast gewonnen, da kann es nur noch leichter werden. Allerdings birgt die gerade gewonnene Höhe auch die Gefahr in sich, daß man den Kontakt verliert zu dem und zu denen, die da unten sind, zu dem, was doch

gerade noch unser eigenes Leben war. Kaum überwunden sinkt sie in Vergessenheit, die eigene Not und die Not der anderen, die man so gut verstand, als man noch Weggefährte war.

Nicht die Jünger sind es, sondern Jesus ist es, der die Frage stellt: „**Wo kaufen wir Brot, damit diese zu essen haben?**“ Wer oben ist, verliert oft das Gespür für den Hunger derer, die unten sind, die sich mühsam abplagen. Jesus, der von oben kommt, vom Vater, Jesus, der hinabgestiegen ist zu uns Menschen, der uns zu sich ziehen will, der uns mitnimmt auf den Weg nach oben, dieser Jesus lehrt die Jünger und lehrt uns heute, wie wichtig es ist, auf dem Weg nach oben sich umzuschauen und anzuhalten. Er lehrt uns, wie wichtig es ist, sich zu lagern, damit die Not nicht übergangen wird, sie nicht aus dem Blick gerät, die Fragen nicht erdrückt werden, über ungelöste Konflikte nicht hinweggegangen wird, sondern der ungestillte Hunger nach Leben erkannt wird, der uns entgegenblickt in den Gesichtern der anderen. Und diese Gesichter sehen nicht anders aus, als die der Jünger, nicht anders als unsere.

Und wer so den eigenen Hunger zulässt und wer nicht zurückschreckt vor dem Hunger all der anderen, die mit ihm auf dem Weg sind, der bereitet den Boden, auf dem Brot wachsen kann. Brot ist ja da. Fünf Brote, ganz schlichte Brote. Sie gehören einem Kind, dessen Namen wir nicht kennen. Ein unbekanntes Menschenkind gibt, was es hat. Es hält nicht krampfhaft fest, um alles für sich zu behalten, sondern seine schlichte Habe wird zum Überfluss, weil dieses Menschenkind seine Möglichkeiten aufschließen lässt von Jesus. Und am Ende bleiben 12 Körbe übrig. Wo einer das, was seinen Hunger stillt, anderen gibt, da geschieht das Wunder, daß Unzählige satt werden und noch übrig bleibt für andere, die nach uns kommen. Dieses unbekannte Kind macht die Erfahrung, daß andere Leben schöpfen können von ihm. Es macht die Erfahrung, daß wir anderen zum Brot werden können, das sich nicht aufzehrt. Wer sich auf dieses Wagnis einlässt, sich zu geben, ohne die Sorge, sich zu verlieren, der oder die macht ebenso diese Erfahrung.

Aber so vieles hält uns von diesem Wagnis zurück: Da ist die Angst, selbst aufgefressen zu werden von dem Hunger der anderen. Darum schotten wir uns ab, pochen auf unseren Besitz und unser Anrecht – und bleiben selbst hungrig, wie die anderen.

Von diesem Wagnis hält uns auch oft zurück unser verantwortungs-bewusstes Einschätzen der realistischen Möglichkeiten. Wie die Jünger. Und haben die nicht Recht? Philippus, der kalkuliert, daß man mindestens für 200 Silbergroschen Brot kaufen müsse. Und Andreas, der resigniert und über den fünf Broten und zwei Fischen achselzuckend sagt: „Was ist das für so viele!“ Haben die beiden, haben wir nicht Recht in unserer Ratlosigkeit und Hilflosigkeit angesichts des Missverhältnisses zwischen Mangel und vorhandenem Brot?

Die Jünger und auch wir bleiben stehen bei unserer Kalkulation – und nichts bewegt sich mehr. So lange, bis Jesus den Anfang macht.

Allerdings ist es bei uns, wie bei dem unbekanntem Kind: Das Brot des Lebens, das wir selber sind, kann uns niemand abpressen. Wir müssen schon, wie dieses Kind, es freiwillig geben, uns damit der Lächerlichkeit preisgeben, dem Vorwurf, unrealistisch zu sein, ein Phantast, ein Idealist, der sein letztes Hemd hergibt, ein Träumer und Schwärmer, der doch nichts bewirkt. Wohl nur aus der Haltung der uneigennütigen Liebe heraus, die ihren Erfolg nicht kalkulieren will und kann, nur aus dieser Haltung heraus geschieht das Wunder, daß Menschen satt werden.

Wie das aussehen kann, dass man satt werden kann, auch wenn alles Rechnen ergibt, das wir unsern Hunger nicht stillen können, will ich einer kurzen Geschichte zusammenfassen. Auch wenn sie vielleicht bekannt ist, ist sie es wert, ins Gedächtnis zurückgeholt zu werden.

Als der alte Arzt Dr. Leopold B. gestorben war, machten seine Söhne eine merkwürdige Entdeckung. In einem alten Sekretär aus dem Sprechzimmer ihres Vaters fanden sie ein wunderlich geformtes graues Stück etwas. „Was ist denn das?“ fragten Sie ihre `Tante´Luise, die jahrzehntelang im Hause geholfen hatte. „Oh,“ antwortete die alte Dame, „das ist eine kostbare Erinnerung, die Euer Vater immer aufgehoben und vor Augen gehabt hat.“ In der

Nachkriegszeit, als überall so große Not war, ist er nämlich einmal selber krank geworden. Und wie ein ehemaliger Patient davon gehört hatte, schickte er ihm einen frischen Laib Brot, er solle nur ja auf sich achten, von dem guten Brot essen, damit er bald wieder zu Kräften käme, um andern weiter so zu helfen, wie er ihm geholfen habe. Als das frische Brot angekommen war, erinnerte der Arzt sich aber an die Mutter, die noch am Vormittag mit ihren beiden Hungerkindern in der Praxis gewesen war. Und so bat er mich, erzählte Tante Luise, in die Kellerwohnung zu gehen, damit die Kinder satt würden. Am gleichen Tag aber hatte die Mutter für ihre Kinder ein Paket bekommen, sodass der größte Hunger gestillt war. Sie schickte das Brot an einen Mann, der in der Mansarde oben unter dem Dach wohnte und hatte fliehen müssen mit nichts als den Sachen, die er am Leibe trug. Die Freude war groß, als der Empfänger sah, dass jemand an ihn gedacht hatte. Aber weil er gesund war und gerade seine Abendsuppe gegessen, gingen seine Gedanken an seinen Vetter, der ausgebombt war und nichts zu beißen hatte. Gedacht getan, er brachte ihm den duftenden Laib Brot und teilte die Freude mit dem Beschenkten. Der aber hatte gehört, dass der alte Arzt das Bett hüten musste und schritt eilig in die Praxis, um mit einem frischen Brot zur Gesundung des frisch Erkrankten beizutragen. Natürlich hat Euer Vater das Brot sofort wieder erkannt, und seitdem hat er dieses Brot sorgfältig aufgehoben als ein Zeichen der Liebe Gottes unter den Menschen. "Nie will ich vergessen", hat er gesagt, „dass wir alle durch das Teilen von der Güte Gottes leben und dass sich die Bitte `unser täglich Brot gib uns heute´ oft unerwartet erfüllt. Aber zugleich hebe ich es auf als Mahnung, dankbar zu sein. Denn obwohl von diesem Brot keiner gegessen hat, sind doch viele satt geworden durch dieses Zeichen und haben ihren Hunger nach der Liebe Gottes stillen können.“ Amen